

## University of Groningen

### Scham im Kino

Hanich, Julian

*Published in:*  
Filmdienst

**IMPORTANT NOTE:** You are advised to consult the publisher's version (publisher's PDF) if you wish to cite from it. Please check the document version below.

*Document Version*  
Publisher's PDF, also known as Version of record

*Publication date:*  
2014

[Link to publication in University of Groningen/UMCG research database](#)

*Citation for published version (APA):*

Hanich, J. (2014). Scham im Kino: Kleine Phänomenologie eines peinlichen Gefühls. *Filmdienst*, (4), 10-14.

#### Copyright

Other than for strictly personal use, it is not permitted to download or to forward/distribute the text or part of it without the consent of the author(s) and/or copyright holder(s), unless the work is under an open content license (like Creative Commons).

The publication may also be distributed here under the terms of Article 25fa of the Dutch Copyright Act, indicated by the "Taverne" license. More information can be found on the University of Groningen website: <https://www.rug.nl/library/open-access/self-archiving-pure/taverne-amendment>.

#### Take-down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

*Downloaded from the University of Groningen/UMCG research database (Pure): <http://www.rug.nl/research/portal>. For technical reasons the number of authors shown on this cover page is limited to 10 maximum.*



# Scham im Kino

KLEINE PHÄNOMENOLOGIE EINES PEINLICHEN GEFÜHLS

## Anblick d

Wer ans Kino denkt, denkt nicht an Scham. Die Emotionsmaschine „Kino“ rührt das Publikum zu Tränen, versetzt es in Angst und Schrecken oder zwingt es zum Lachen. Zuschauer reagieren wütend, erfreut, angeekelt, sie staunen und bewundern. Vielleicht sind sie sogar heimlich in Cary Grant oder Claudia Cardinale, Elyas M'Barek oder Jennifer Lawrence verliebt. Aber Scham? Seit den Anfängen der Filmgeschichte vermuten die Wächter von Sitte und Moral, dass in der Dunkelheit des Saals die schamlosesten Dinge ablaufen – und wohl nicht immer ganz zu Unrecht. Zugleich kommt es im Kino immer wieder zu peinvollen Momenten der Scham.

*Von Julian Hanich*





## „SCHAM“ / „SCHÄMEN“

Geht über mhd. scham(e), ahd. scama auf germ. skamo „Schande, Beschämung“ zurück; nur im Deutschen entwickelte sich die Bedeutung „Schamgefühl“ und das Verständnis des Begriffs als verhüllende Bezeichnung für die Geschlechtsteile; die genaue Herkunft ist nicht sicher geklärt; die Bildungen schamlos und unverschämt bedeuten beide „ohne Schamgefühl“ und stammen aus mittelhochdeutscher Zeit. (Duden)

# der Medusa

**Wer je als einziger ins eisige Schweigen eines Kinos als hineingelacht hat** (und das auch noch auf besonders forcierte Weise), der weiß, wie sich Scham im Kino anfühlt. Unerbittlich schießt die Schamesröte ins Gesicht, weil man sich in der sicheren Gemeinschaft der Mitlachenden glaubte – und plötzlich feststellen muss, dass man die Szene ganz allein lustig fand. Entblößt vor der stummen Mehrheit, möchte man sich am liebsten in Luft auflösen. Ganz ähnlich geht es jenem männlichen Zuschauer, der sich durch einen Schockmoment im Horrorfilm bis ins Mark erschreckt fühlt und dabei einen spitzen Schrei ausstößt. Vor seiner ruhig gebliebenen weiblichen Begleitung schämt er sich dafür schon im nächsten Augenblick in Grund und Boden. Um die schamvolle Scharte auszuweiten, lacht er peinlich berührt über seinen eigenen Aufschrei – was das Ganze noch schlimmer macht. Doch es gibt im Kino auch Scham-Episoden, die nicht von den eigenen lautstarken Reaktionen herühren, sondern direkt durch das Geschehen auf der Leinwand ausgelöst sind: durch Szenen unerwartet expliziter Erotik oder drastischer Pornografie. Um sich das Scham-Phänomen prägnant vor Auge zu führen, von dem hier die Rede sein soll, genügt möglicherweise ein kurzes Abschweifen der Erinne-



# „Die Scham löst mich aus der Gruppe und entblößt mich scheinbar vor ihr.“

rung in die Kindheit: Waren es nicht peinvolle Sekunden, die sich wie elend-lange Minuten anfühlten, wenn man mit den Eltern im Kino oder vor dem Fernseher saß und plötzlich eine Kuss- oder gar eine Bettszene zu sehen war? Mit einem Mal verwandelte sich die gemeinschaftliche Erfahrung in eine unangenehm imaginäre Konfrontation: dort die Eltern, hier man selbst; dort der mutmaßlich vorwurfsvolle Blick, hier die eigene Scham; dort die vermeintliche Abklärbarkeit, hier die peinliche Erregung.

Von Sigmund Freud stammt der Begriff der Urszene: Er beschreibt den Moment, in dem ein Kind seine Eltern zum ersten Mal beim Sex erwischt. In launiger Anlehnung an diesen Begriff könnte man den Moment, in dem das Kind eine Kuss- oder Sex-Szene mit den Eltern ansieht, als „Urszene der kollektiven Filmerfahrung“ bezeichnen.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass sich an diese Urszene erinnert, wer demnächst in Lars von Triers „Nymphomaniac“ sitzt: Der neue Film des dänischen Regisseurs enthält derart freizügige Szenen, dass manche Zuschauer noch mit Scham reagieren werden, wenn andere schon Empörung in sich aufsteigen fühlen. Ähnliches gilt für Abdellatif Kechiche's „Blau ist eine warme Farbe“: ein Film, in dem mehrfach zwei junge nackte Frauenkörper zu sehen sind, die minutenlang ekstatischen Sex miteinander haben. Oder für „Paradies: Liebe“ von Ulrich Seidl: Darin hat eine Gruppe nicht mehr ganz junger Österreicherinnen Sex mit einem durchaus noch jungen Kenianer. Seidl spielt dabei offen mit dem Mysterium, das sich um den erigierten Penis des afrikanischen Mannes rankt – ein Spiel, auf das sich auch Lars von Trier in „Nymphomaniac“ mit sichtbarer Provokationslust einlässt.

Momente expliziter Sex-Darstellung wie diese können den Kinobesucher in eine

prekäre Lage stürzen. Natürlich empfindet nicht jeder diese Szenen in gleicher Weise schamvoll. Die Stärke der Emotion hängt von verschiedenen Faktoren ab. Doch einige wiederkehrende Merkmale dürften auch weitgehend schamresistenten Zuschauern bekannt vorkommen. Dazu gehört, dass sich das Verhältnis zur Leinwand und zum restlichen Publikum verschiebt. War der Zuschauer zuvor in die Welt des Films eingetaucht, katapultiert ihn der Schammoment zurück in den Kinosaal. Plötzlich sind die Mitzuschauer auf unangenehme Weise nah. Man wähnt sich beobachtet, im schlimmsten Fall von tausend Augen umstellt. Mit der Scham verändern sich die Blickvektoren: Einerseits fühlt man, wie die Blicke anderer Zuschauer einen geradezu durchdringen (weshalb die letzte Reihe schon deshalb ein bevorzugter Ort vieler Zuschauer ist, weil sie dort keine Blicke im Rücken spüren). Andererseits geht Scham mit dem Drang einher, den eigenen Blick zu senken (wobei gleichzeitig das erotische Treiben auf der Leinwand den Blick weiter magisch anzieht).

Anders als beim gemeinsamen Lachen oder auch beim kollektiven Gruseln entsteht in Schammomenten also kein Gemeinschaftsgefühl: Schämte ich mich, fühle ich mich den anderen Zuschauern emotional alles andere als nah. Vielmehr entsteht ein eigenartiger Antagonismus: Die Scham löst mich aus der Gruppe und entblößt mich scheinbar vor ihr.

Aber Schamepisoden ziehen die Aufmerksamkeit nicht nur auf die anderen Personen im Publikum – sie lassen auch den eigenen Körper auf unangenehme Weise bemerkbar werden. Fühlt sich der Zuschauer von der Scham überflutet, läuft sein Gesicht heiß an, und er möchte im Boden versinken. Nicht selten geht mit pornografischen Szenen im Kinosaal auch eine durch Schamangst

befeuerte Selbstdisziplinierung des Körpers einher: Weder die Atmung noch die Sitzposition soll irgendeine körperliche Erregung verraten; eine körperliche Reaktion, die angesichts der pornografischen Bilder nicht leicht zu unterdrücken ist. Als hätte ihn der Blick der Medusa getroffen, sitzt der Zuschauer wie versteinert im Kinosaal: erregt und doch möglichst ungerührt.

Doch woher rührt die Scham? In ihrer beeindruckend detaillierten Studie „Scham und Macht“ hat die Philosophin Hilge Landweer die Bedeutung der Normverletzung für das Gefühl der Scham hervorgehoben. Wer schamvoll auf explizite Sex-Szenen reagiert, ist bewusst oder unbewusst davon überzeugt, eine Norm übertreten zu haben. Zum einen mag das Gefühl von der Vorstellung herrühren, dem Betrachten pornografischer Bilder hafte etwas „Anrüchiges“, für manche sogar „Schmutziges“ an. Hier dürften, abhängig von der persönlichen Haltung zur Pornografie, erhebliche Unterschiede zwischen einzelnen Zuschauern bestehen. Denken wir an eine Szene aus „Taxi Driver“ von Martin Scorsese: Bei ihrer ersten Verabredung nimmt der von Robert De Niro gespielte Vietnam-Veteran Travis Bickle seine Begleitung Betsy (Cybill Shepherd) mit ins Pornokino. Während Travis den Film sichtlich genießt und sich keiner Normverletzung bewusst ist, sieht man Betsy beschämt und mit großem Unbehagen im Kino sitzen.

Doch hängt die Scham sicher auch damit zusammen, dass durch die pornografischen Bilder im quasi-öffentlichen Raum des Kinos eine höchst intime Körperreaktion stimuliert wird: Wer sich als Zuschauer vor anderen erregt fühlt, mag dies als Verletzung einer verinnerlichten Norm empfinden. Damit wären wir bei einem weiteren Katalysator für die Scham im Kino: die

## „Wer sich schämt, wird sich seiner selbst in Bezug auf andere bewusst.“







**Filme, die das Schamgefühl des Publikums ausloten:** Während in den 1960er-Jahren eine angedeutete Masturbationsszene in „Das Schweigen“ (oben Mitte) für Aufruhr sorgte, lassen mittlerweile meist nur noch explizite Stoffe erröten, etwa „Feuchtgebiete“ (o.l.), „The Brownian Movement“ (o.r.), „Paradies: Liebe“ (u.l.), „Shortbus“ (u.r.).

Fotos: f.d., Concorde, Alamode, Constantin, Filmlichter, Neue Visionen, Senator.

Anwesenheit anderer Zuschauer. Das kollektive Erleben des Kinos, ein in der Geschichte der Filmtheorie weitgehend vernachlässigtes Phänomen, hat einen erheblichen Einfluss auf die Emotionen. Manche Gefühle werden im Kino gedämpft. Andere Emotionen hingegen befeuert die Gegenwart von Mitzuschauern. Seit Platon haben Philosophen immer wieder die soziale Verwurzelung der Scham hervorgehoben: Wer sich schämt, wird sich seiner selbst meist in Bezug auf andere bewusst.

Erstaunlicherweise hat die Filmtheorie den Zuschauer lange als einsamen Voyeur beschrieben: Das Publikum beobachtet die Figuren und Schauspieler des Films, so das Argument, aus einer sicheren, da unsichtbaren Position heraus. So schreibt etwa die Filmwissenschaftlerin Linda Williams in ihrem Standardwerk „Hard Core: Macht, Lust und die Traditionen des pornografischen Films“: Die Kinomagie ermöglichte es dem Zuschauer, „alles zu sehen und zu hören, ohne selbst gesehen zu werden“. Das mag in gewisser Weise für Zuschauer plausibel sein, die sich einen Film allein auf DVD, im Fernsehen oder auf dem Laptop anschauen. Gleiches gilt für die Pornokabinen, die Isabelle Huppert in Michael Hanekes „Die Klavierspielerin“ aufsucht. Im Kino sehen wir Filme jedoch immer mit anderen

Zuschauern, die vor, neben oder hinter uns sitzen. Dieses Wissen um die Anwesenheit anderer verändert die Situation – und zwar grundlegend. Weil dies so ist, verwundert es kaum, dass heterosexuelle Pornokinos weitgehend aus den Städten verschwunden sind. Wer Pornografie konsumiert, tut das heute meist im Privaten. Und auch die expliziten Szenen aus Arthouse-Filmen wie „Romance“, „Baise-moi“, „Der Pornograph“, „Intimacy“, „The Brown Bunny“, „9 Songs“, „Battle in Heaven“, „Shortbus“ oder „Holy Motors“ verlieren ihr Schampotenzial für denjenigen, der sie alleine sieht.

Andererseits kann das schamvolle Unbehagen in der Gegenwart bestimmter Personen weiter zunehmen – siehe die oben beschriebene Urszene. Man stelle sich vor: In der Spätvorstellung von „Nymphomaniac“ sitzt hinter einem der eigene Chef. Die Wahrscheinlichkeit, sich während der Sex-Szenen von hinten beobachtet zu fühlen, dürfte ziemlich hoch sein. Oder wie reagiert man angesichts eines unerwarteten pornografischen Akts, wenn man die eigenen Großeltern zum Kinobesuch überredet hat? Auch hier sind die Chancen groß, dass man sich ob der eigenen Filmauswahl beschämt im Kinossessel windet. Es ist paradox. Wer sich angesichts pornografischer Szenen schämt, fühlt sich von den anderen Zuschauern bei einer

Normübertretung ertappt, obwohl diese auch auf den erotisierenden Akt geblickt haben. Man wähnt sich als einzelner vor der Menge entblößt, wo doch alle anderen ebenfalls Grund zur Scham hätten. Und man glaubt sich beobachtet, obwohl der Rest des Publikums nach vorne auf die Leinwand starrt, möglicherweise ähnlich verlegen. Das Gefühl der Scham im Kino? Merkwürdig. Im doppelten Sinn des Wortes.

Julian Hanich lehrt Filmwissenschaft an der Universität Groningen. Er hat Aufsätze über Angst, Ekel, Wut und das Lachen im Kino geschrieben. Derzeit arbeitet er an einem Buch über die kollektive Kinoerfahrung.

## Zur Rolle des Schamgefühls nach Norbert Elias

In seiner Studie „Über den Prozess der Zivilisation“ (1939) hat der Soziologe Norbert Elias die Rolle des Schamgefühls bei der Genese der europäischen Gesellschaften analysiert. Das „Vorrücken der Scham- und Peinlichkeitsschwelle“ seit dem Ende des Mittelalters stellt für Elias ein wesentliches Element auf dem Weg der Individualisierung dar, weil es die Umwandlung von Fremd- in Selbstzwänge begünstigt. Elias veranschaulichte diese Entwicklung am Beispiel konkreter Verhaltensänderungen, etwa beim Essen und Trinken, beim Umgang mit Messer und Gabel oder bei der Einstellung zum Schneuzen und Spucken in der Öffentlichkeit. Lit: Über den Prozess der Zivilisation. Von Norbert Elias. Suhrkamp wissenschaft, Frankfurt 2010. 502 S.

